

Chadar – Julley, julley!

(Himalajareise von Fr, 11.02.2005 – Di, 08.03.2005)

Inhalt

1. Nach Indien
2. Alptraum Delhi
3. Nach Ladakh
4. Die Hauptstadt
5. In Stok – oder Orakel ärgert man nicht
6. Rutschpartie nach Chilling
7. Übers Eis
8. Nach Lingshed
9. Im Kloster Lingshed
10. Horrortrip nach Gongma
11. Zu Besuch in Gongma
12. Auf dem Rückweg
13. Abschied
14. Info: Chadar

„ +++ Durch schwere Schneefälle ausgelöste Lawinen haben in Nordindien mindestens 150 Menschen getötet. +++ Nach den schwersten Schneefällen seit 15 Jahren in den Nordprovinzen Jammu und Kaschmir sind einige Teile der betroffenen Regionen nicht zu erreichen. +++ Eine Gruppe von 42 Touristen überwiegend aus Deutschland, Frankreich, England und der Schweiz sei am Montag in Kaschmir gerettet worden. +++ „
(n-tv, 22. Februar 2005)

Nach Indien

Ahnungslos wie ein Baby trat ich am 11. Februar zusammen mit meiner Freundin Helga und ihren Maskottchen Oimel, einem komischen Bürschchen aus Plüsch mit großem Kopf und großen Händen, und Charlie, einem Plüschaffen, meine erste Bergtour in den Himalaja an. Wir wollten über den gefrorenen Fluss Zanskar laufen, um das buddhistische Kloster in Lingshed und Helgas Freunde in dem Bergdorf Gongma zu besuchen. Dass die Tour nicht so wie meine bisherigen Reisen in die Karpaten werden würde, kündigte sich bereits im Vorfeld an. So hatte ich kaum Zeit in Frankfurt auf dem Flughafen ein Abschiedsbierchen zu trinken da wir zu unserer Maschine nach Delhi mussten. Das Flugzeug, eine Boeing 747, war Shiva gewidmet, dem Zerstörer und Erneuerer und ich bekam nicht mal ein Startbonbon.

Shiva hatte Mitleid wie es schien, nach 8 Stunden landeten wir in Delhi auf dem Indira Gandhi International Airport. Es war morgens um 02:00 Uhr. Der Beamte an der Passkontrolle überzeugte durch Lustlosigkeit. Wie ein Daumenkino blätterte er in meinem Pass herum, drückte gelangweilt den Stempel neben das Visum und schmiss das Dokument zurück auf die Schalterablage. Was dem Beamten an Eifer fehlte, hatten die Taxifahrer vor dem Flughafengebäude zu viel. „Vor 06:00 Uhr kein Bus mehr, Mam“, behauptete der Mann hartnäckig. Wir mussten zum Domestic

Airport, dort hatten wir unseren Anschlussflug nach Leh, der Hauptstadt Ladakhs unserem Ziel. Der Taxifahrer könnte uns sofort zum Inlandflughafen fahren. Doch Helga war sich ihrer Sache sicher, es gab einen kostenlosen Zubringerbus zum Domestic Airport. Der Taxifahrer gab nicht so leicht auf und zeigte uns einen Platz hinter dem Flughafengebäude, wo der Bus angeblich abfahren würde. Es war staubig und roch nach Urin. Dort hätten wir wahrscheinlich noch in 4 Wochen gehockt, wenn wir dem Typen geglaubt hätten.

Ein Sicherheitsmensch in der VIP-Lounge versicherte uns, dass um 04:00 Uhr der Bus fahren würde. Wir lümmelten uns in die Ledersessel und harnten der Dinge, die da kommen würden.

Punkt vier kam tatsächlich Bewegung in den Laden. Die Vorbereitungen und die Fahrt zum Domestic Airport ähnelten einer Häftlingsüberführung aus dem Hochsicherheitstrakt. Wir mussten uns in einem dicken Buch verewigen, ein Uniformierter mit Sturmgewehr begleitete die paar Touristen zum Bus, wo er anschließend vorn in der Fahrerkabine verschwand. Über spärlich beleuchtete Straßen holperten wir auf dem Gelände des Flughafens vorbei an finster dreinblickenden Wachleuten zum Domestic Airport. Ich kam mir vor wie im tiefsten Afghanistan.

Am Flughafen angekommen, hatte ich noch nicht mal meinen Rucksack geschultert, als uns schon wieder einer der herumstreunenden Taxifahrer seine Aufwartung machte. „Leh? This flight is canceled“, berichtete er uns, dabei grinsend wie ein Honigkuchenpferd. Das er uns zu einem Hotel bringen könnte, war die logische Konsequenz. Hatte man nicht im Mittelalter Überbringern schlechter Nachrichten den Kopf abgeschlagen? Irgendwie kam in mir dieser Gedanke hoch beim Blick ins schadenfroh grinsende Gesicht des Taxifahrers. Wir wackelten zum Schalter von Jet Airways und tatsächlich, der Flug nach Leh war für heute gestrichen worden. „Sturm und Schnee“, meinte die Dame hinter dem Schalterfenster von Jet Airways, viel mehr war aus ihr nicht herauszubekommen. Wir sollten morgen früh wiederkommen. Mittlerweile hatte sich der Taxifahrer zu einem echten Lästling entpuppt. „Sir, I have a taxi, cheap price!“ Mit aller Macht wollte er uns eine Tour aufschwätzen, hielt uns ein Papier unter die Nase, welches angeblich seine prepaid-Lizenz legitimieren sollte und gab erst Ruhe als wir am prepaid-Taxistand vor dem Terminal für 200 Rupien (3,60 EUR) eine Fahrt nach Delhi - Pahar Ganj, Main Bazar kauften. Diese „prepaid“ Taxis haben den Vorteil, dass ein Festpreis bezahlt wird und keiner im Nachhinein mehr abzocken kann.

Alptraum Delhi

Helga kannte ein Hotel mit dem Namen „Metropolis“. Es liegt mitten im Zentrum von Alt-Delhi und soll recht ansprechend sein.

Die Fahrt durch Delhi glich einem Trip durch eine Geisterbahn auf 'nem Rummelplatz. In engen Gassen, vom schummrigen Licht der vereinzelt Straßenlampen beschienen, lümmelten in eine Art Kartoffelsäcke eingehüllte Gestalten. Hoben ihre Köpfe im Licht der Scheinwerfer und verschwanden kurz darauf wieder im Dunkel der Nacht. Daneben aschgraue Kühe, manchmal mitten auf der Straße, ließen sich durch nichts aus der Ruhe bringen. Müllhaufen zwischen ruinenhaften Häusern mit verwahrlosten Fassaden. Hundegebell drang aus finsternen Seitengassen aus dem dunklen Nichts zu uns herüber. War ich wirklich in der Hauptstadt Indiens oder in einem Slumviertel am Ende der Welt? Vor einem spärlich beleuchteten Gebäude in einer staubigen Gasse (der Hauptstraße, wie ich später

feststellte) hielt der Fahrer, wir waren am Ziel. „Wir haben nur noch die Luxussuite.“, antwortete uns der Portier auf die Frage nach einem Zimmer. Für 1200 Rupien (21,80 EUR) war selbst für mich eine Luxussuite erschwinglich. Da unser Luxuszimmer direkt neben der Hauptgeschäftsgasse lag, bekam ich kein Auge zu. Autos und Motorräder hupten um die Wette, Straßenhändler versuchten sich gegenseitig zu überschreien und zwischendrin das Gebell der Straßenkötter.

Also stürzten auch wir uns ins Getümmel. Wer noch keine Platzangst hat, in den Gassen von Delhi bekommt er sie mit Sicherheit. Menschen, Fahrradrickschas, Autos, Motorräder und Kühe drängelten zwischen den Obst-, Gewürz- und Gemüseständen. Ab und zu verursachten leprakranke Bettler einen Verkehrsstau. Da half dann auch alles Hupen nichts, man musste halt warten, bis der Mann auf die andere Straßenseite gerobbt war. Bettler, als Affen verkleidet, sprangen zwischen den Leuten herum, und ab und zu überragten die Menge ein paar pseudoerleuchtete Westeuropäer mit verklärtem Blick, die sich hier wohl zu fühlen schienen oder eh nichts mehr merkten. Es war schlimmer als in rumänischen Zigeunervierteln.

So flüchteten wir uns am Abend auf die Dachterrasse des Hotels und genehmigten uns ein „Kingfisher“-Bierchen und indisches Hühnchen.

Am nächsten Morgen hieß es früh aufstehen, um sechs Uhr sollte es nach Leh gehen. Um 04:00 Uhr fuhren wir mit dem Taxi zum Flughafen. Laut Anzeigetafel war der Flug nicht abgesagt, jedoch auf 08:15 Uhr verschoben worden. Am Check-in-Schalter drängelten schon jede Menge Ladhakis, Bäuerinnen mit Taschen, Körben und Kisten, als ob sie halb Delhi leer gekauft hätten oder Mönche mit „Dalai Lama-Sonnenbrillen“ und Tibet-Fähnchen-Anstecker. Wir drängelten mit und durften gegen acht den boarding room betreten. Ein Angestellter forderte uns auf, unser Gepäck noch einmal zu identifizieren, damit auch sicher gestellt ist, dass es mitfliegt. Dann langweilten wir uns bis gegen halb elf im Warteraum, beschallt durch die Lautsprecheraufrufe nach Bombay (Mumbai), Kalkutta (Kolkata) und wer weiß wohin noch.

„Dear Ladies and Gentlemen. May I have your attention please? This is the last call for flight number so und so to Mumbai.“, dröhnte es alle paar Minuten aus den Lautsprechern im Flughafengebäude. Nur Leh war nie dabei. Doch plötzlich hörte ich endlich etwas über Leh. Nur keinen Aufruf zum an Bord gehen, sondern eine Durchsage, dass der Flug gestrichen wurde.

Das war hart! Noch härter waren ein paar Ladakhis dran, die jetzt schon eine Woche vergebens versuchten, zurück in ihre Heimat zu fliegen. In einer Reihe zuckelten wir zusammen mit den Ladakhis in ihren roten Gonchas (lange Wollkleider), zurück in die Eingangshalle des Flughafens. Hinter den Absperrungen musterten uns neugierige Augen von Touristen, die nach Goa oder sonst wohin wollten, wo es sich angenehm Urlaub machen ließ. „Da schau! Das sind ja Bergvölker!“, hörte ich eine Dame mittleren Alters ihrer Nachbarin zuraunen. Ich kam mir vor wie im Zoo, fehlte nur noch ein Schild mit der Aufschrift: „Bitte nicht füttern!“ Vor dem Schalter von Jet-Airways hatte sich schon eine Menschentraube gebildet. Die Fluggesellschaft hatte jetzt ein Problem: Wie sollte sie die immer größer werdende Anzahl wartender Passagiere in den Griff bekommen?

Man versuchte das Problem auf indische Art zu regeln. Am Schalter wurde eine Liste erstellt, auf der man sich verewigen konnte. Vermutlich eine Art Warteliste. Die Tickets auf den nächsten Tag umzuschreiben, hielten die Angestellten nicht für nötig. Wir wurden zu einem Kollegen an einem anderen Schalter verwiesen. Eine Gruppe Franzosen, die schon einen Tag länger warten mussten als wir, waren sichtlich genervt. Ihr Anführer machte dem Schalterbeamten ordentlich Dampf unterm Hintern, indem er den Manager sprechen wollte, so dass dieser schließlich klein

beigab und die Tickets der Franzosen für morgen bestätigen wollte. Da ich zum Glück gleich neben dran stand, schob ich dem Typen unsere Tickets gleich mit unter die Nase. Helga hatte derweil unsere Rucksäcke geholt. Jetzt ging es wieder in Richtung Stadtzentrum.

Auf der Straße herrschte das Chaos.

Zwischen Bussen, Lastkraftwagen und Motorrikschas drängelten wir uns in die Lücken auf der Fahrbahn. Ampeln ignorierte der Fahrer obligatorisch. Er vertraute nur auf Vischnu und die Funktionsfähigkeit seiner Hupe.

Es schien mir das Klügste zu sein, einfach die Augen zu schließen und darauf zu hoffen, heil am Hotel abgesetzt zu werden.

Das „Metropolis“ hatte kein Zimmer mehr. So gingen wir gegenüber ins „Star View“ Hotel. Wo wir zum Glück keine Luxussuite bekamen, sondern ein ordentliches Zimmer für 600 Rupien (10,90 EUR). Da wir Glück für den nächsten Tag bitter nötig hatten, besuchten wir einen Tempel, der der Göttin Lakschmi gewidmet war. Der Priester im Heiligtum hatte alle Hände voll zu tun, um jedem Gläubigen einen Punkt auf die Stirn zu malen. Er drückte auch uns einen roten Punkt auf die Stirn mit einem Hinweis auf die Spendenbox vor seiner Nase.

Jetzt durfte doch nichts mehr schief gehen, dachte ich mir.

Nach Ladakh

Punkt vier stand das Taxi vor dem Hotel. Es nieselte. Wir verstaute unsere sieben Sachen und auf ging es zum dritten Versuch, nach Leh zu gelangen. Wieder hatte man den Flug auf 10:00 Uhr verschoben. Es war jetzt 4:30 Uhr. Ab 7:00 Uhr durften wir uns befummeln lassen. Erst als die Sicherheitsmenschen auch noch meine Schuhe durchleuchtet hatten, durfte ich passieren. Nun hieß es wieder warten. Gegen halb zehn kam in den Reihen der Ladakhis Unruhe auf. Ein Flughafenangestellter rannte durch die Sitzreihen und rief etwas. Ich verstand nur Leh. Wir wurden förmlich zum Ausgang gedrängt, mussten noch mal eine Sicherheitskontrolle über uns ergehen lassen und wurden in den Zubringerbus verfrachtet.

So schien Jet Airways das Problem der Wartelisten zu lösen. Wer den Flug nach Leh nicht mitbekam, hatte halt Pech gehabt und musste sich auf den nächsten Tag vertrösten.

Die Maschine nach Leh stand startbereit auf der Rollbahn. Die Düsen heulten auf, das Flugzeug setzte sich in Bewegung, es gab ein Startbonbon und schon hoben wir ab. Alles hatte irgendwie den Anschein, als wollte man die Passagiere nach Leh so schnell wie möglich loswerden. Wir schwebten über den Wolken, ich war zufrieden, die ersten schneebedeckten Gipfel des Himalajas kamen in Sicht, ich war immer noch zufrieden. Als die Bergkette des Hauptkammes hinter uns lag, und der Flieger sich dem Industal näherte, wurde es ungemütlich. Das Flugzeug fing an zu ruckeln. Das Schildchen mit dem Sicherheitsgurt leuchtete auf. Das Ruckeln wurde stärker. Eine Böe ließ den Flugzeugrumpf vibrieren, bis in die letzte Niete. Ich küsste unfreiwillig die Rückseite vom Sitz vor meiner Nase, und der Menüreis landete auf der Hose. Verschwitzte Hände klammerten sich an den Vordersitz. Meinen Nachbarn hörte ich irgendwas von „weather conditions“ faseln. „Kann der nicht einfach das Maul halten“, fragte ich mich. Mich drückte es im Darm, und ich konnte nicht aufstehen. Helga fotografierte fleißig das Industal unter ihr. Ich sah im Moment überhaupt nichts, wollte auch nichts sehen, wollte nur noch raus aus diesem Kamikaze-Flieger.

Dann der erste Bodenkontakt. Ich wurde in den Sitz gepresst, verschneite Berghänge rasten vorbei. Das Bodenpersonal applaudierte dem Piloten. Wir waren in Leh!

Noch nie habe ich auf etwa 3500 m in einem Flughafengebäude gestanden und auf meinen Rucksack warten müssen. Ich war etwas benommen, ob nun von der Höhe, vom Flug oder von beidem, ich konnte es nicht sagen. Vor dem Flughafen standen schon jede Menge wartender Taxis. Zum Glück ging alles etwas geordneter zu als in Delhi. Am prepaid-Schalter zahlten wir 110 Rupien (2 EUR) und bekamen einen Taxifahrer, der uns in ein Hotel in der Stadt bringen sollte. Im Winter ein Zimmer zu bekommen, erwies sich als nicht ganz einfach, da fast alle Gästehäuser mangels Nachfrage geschlossen waren. Wer verirrte sich auch im Winter nach Ladakh? Obwohl es gar nicht so grimmig kalt war, wie ich es mir vorgestellt hatte. Im Gegenteil: Von den Dächern tropfte das Schmelzwasser. Das erste Hotel, an dem wir hielten, hieß „Lasermo“. Der Bau sah ziemlich neu aus, und laut einem Werbespruch war es das einzige Hotel in Leh mit beheizten Zimmern. Diese Sonderleistung ließ sich der Hotelchef jedoch auch sehr gut bezahlen. 1800 Rupien (32,70 EUR) verlangte er pro Zimmer. Wenn wir mindestens 5 Tage blieben, würde er uns 20 % Rabatt gewähren. Das sind dann immer noch 1440 Rupien (26,20 EUR). Das war uns eine Nummer zu hoch. Wir entschlossen uns erst mal zu schauen, ob sich nicht was Besseres findet. Das nächste Hotel mit dem Namen „Yak-Tail“ war belegt. Eine Gruppe des DAV, die mit uns angekommen sind, um die Klosterfeste zu besuchen, hatte sich dort bereits niedergelassen. Alle guten Dinge sind drei. Das dritte Hotel „Omasila“ war zwar mit 1500 Rupien (27,30 EUR) noch etwas teurer als das erste aber dafür mit Frühstück. Aufgrund von Helgas plötzlicher Zustimmung blieben wir trotzdem. Sie hatte nur 500 verstanden und gleich mal spontan zugesagt. Weiter zu suchen war wohl auch sinnlos. Die 1500 Rupien war das Zimmer jedoch nicht wert. Zum Heizen bekamen wir zwar einen Gasofen, nur richtig warm wurde es im Zimmer nie. Kein Wunder, konnte ich doch meine Hand zwischen Fensterrahmen und Mauerwerk durchstecken. Egal, immerhin hatten wir nun eine Bleibe für die nächsten Tage.

Die Hauptstadt

Jetzt war es an der Zeit, sich Leh etwas näher anzusehen. Bis zum Zentrum mussten wir ein gutes Stück über vereiste Straßen schliddern. Der Main Bazar, wo im Sommer Kaschmiris in ihren Mietläden ihre Ware feilboten, war wie ausgestorben. Abgeschnittene Ziegenköpfe in einer Metzgerei glotzten mich mit verdrehten Augen an. Hier und da hockten ein paar ladakhische Straßenhändler auf dem Gehsteig und boten getrocknete Aprikosen, Möhren oder Äpfel an. Straßenkötter huschten durch die Gassen, einer von ihnen fraß den Kadaver eines seiner Artgenossen auf. Ich fand es mehr als trostlos. In der Bar des „lbex“-Hotels gab es Bier, vermutlich der einzige Ort in Leh. Wir hockten uns in den halbdunklen Raum und genehmigten uns einen „Königsfischer“. Gegen fünf Uhr nachmittags dröhnte der Ruf des Muezzins von der Moschee über das gesamte Industal wie es schien.

Es war Zeit, einen Besuch bei Helgas Freunden zu machen, um den weiteren Verlauf unserer Tour zu besprechen. Einer von ihnen würde uns über den Zanskar begleiten. Helgas Bekannte wohnen am anderen Ende der Stadt, ein Viertel aus Lehmhäusern mit dem Namen Lingshed Labrang. Ein alter Ladakhi, der vor einem Laden hockte, zeigte uns das Haus. Über eine Leiter mussten wir in die erste Etage klettern. Die Eingangstür war nicht verschlossen. Wir mussten uns bücken, um nicht mit dem Kopf

gegen den Türrahmen zu stoßen. In der Mitte des kleinen Raumes stand ein Kanonenofen und sorgte für angenehme Temperaturen. Auf dem Boden um den Ofen herum hockten drei Kinder im Alter von 9 bis 14 Jahren. Ein junger Mann machte sich am Herd zu schaffen. Der junge Mann heißt Chamba Dorje. Er ist der Onkel von den drei Kindern Gyrmel, Lobzang Angmo und Dechen Angmo und wird uns über den Zanskar nach Gongma führen, seinem Heimatdorf. Die Kinder gehen hier in Leh zur Schule. Auch sie stammen wie Chamba aus Gongma. Ihr Vater Tsetan Norbu arbeitet bis Ende Februar in einem Krankenhaus in der Nähe von Leh. Die Mutter Sonam lebt mit dem Rest der Familie in Gongma. Chamaba hatte die Aufgabe, sich um die drei Kinder zu kümmern. Wir wurden herzlich begrüßt, mussten uns setzen, und ich kam zum ersten Mal in den Genuss von Buttertee. Buttertee ist das Nationalgetränk der Ladakhis. In einem Holzgefäß, dem Gurgur, wird gesalzener Tee mit Butter zu einer Emulsion gestampft. Das Getränk hatte mit Tee nicht mehr viel zu tun, es schmeckte mehr nach Gemüsebrühe. Literweise - wie es die Ladakhis tun - hätte ich den Tee nicht trinken können. Doch zum Glück gab es ja noch Tee mit Milch und Zucker.

Chamba fand die Bedingungen für eine Tour über den Zanskar im Moment nicht optimal. Aus seinen Worten konnte ich nicht viel entnehmen. Ich hörte nur „Problems, Problems“. Erst auf direkte Nachfragen konnten wir ihm noch „viel Schnee“ und „zu warm“ aus der Nase ziehen. Schuld daran mochte zum einen sein schlechtes Englisch sein, es konnte aber auch an ladakhischer Mentalität liegen.

Wir sollten auf jeden Fall mehr Zeit ansetzen, als für die Tour geplant war. Morgen wollten wir erst mal Verpflegung kaufen und Träger anheuern. Mir behagte die Sache überhaupt nicht.

Wenn es nun noch wärmer werden würde und noch mehr schneit - „Was dann“, fragte ich mich. Am 7. März mussten wir zurück nach Delhi. Wir mussten demnach Anfang März über den Fluss zurück nach Leh laufen. Ein Zeitpunkt, der mir äußerst spät erschien. Ich hatte Angst, irgendwo auf halber Strecke zwischen Lingshed und Chilling festzusitzen, weil das Eis bricht und ein Passieren der Schlucht unmöglich machen würde. Keiner wäre dann da, um zu helfen. Wenn ich auf „großer Tour“ gewesen wäre, wie damals in Kanada, Neuseeland oder den Karpaten, hätte ich alles lockerer gesehen. Aber unter diesen Umständen wollte ich den Zanskar nicht mehr laufen. Stattdessen könnte ich die umliegenden Klöster besuchen, was wohl keine Risiken bergen dürfte. Meine Entscheidung schockierte Helga, wie mir schien.

Nach längeren Diskussionen über Sinn und Unsinn einer Tour über den Fluss, einigten wir uns, erst mal das Wetter der nächsten Tage abzuwarten. „Zwei kalte Tage und Nächte würden reichen“, sagte Chamba. Außerdem erwartete Chamba eine Gruppe aus Lingshed, die demnächst in Leh eintreffen sollte.

In Stok – oder Orakel ärgert man nicht

Da die Menschen im Winter nichts auf den Feldern zu tun haben, war jetzt die beste Zeit für Feste und Veranstaltungen in den Klöstern Ladakhs. Morgen sollte ein buddhistisches Fest im Kloster Stok stattfinden. Das besondere an dem Klosterfest in Stok war der Auftritt von Orakeln. Orakel sind Menschen, die sich durch tagelange Meditation in Trance versetzen, um dann alles Böse im Dorf „einzusammeln“ und den Menschen auf ihren Fragen, was die Zukunft für sie persönlich bringt, zu antworten. Die berühmtesten Orakel soll es laut Reiseführer im Kloster Mato geben. Mehrere Monate sollen dort Mönche meditieren und sich so auf ihre Rolle als Orakel vorbereiten. Doch da werden wir schon auf dem Zanskar sein, so es das Wetter gut

mit uns meint. Wir begnügten uns deshalb mit den Orakeln von Stok. Hier meditieren zwei ausgewählte Männer mehrere Wochen lang. Stok ist nicht nur ein religiöser Ort, hier lebt auch die Familie des Königs von Ladakh. Und auch der höchste Berg der Region, der Stok Kangri (6121 m), trägt den Namen des Ortes.

Wir wollten zusammen mit Chamba und den Kindern nach Stok fahren. Die Busstation befindet sich gleich gegenüber Chambas Wohnung. An diesem Tag schien jeder Bus nach Stok zu fahren. Auf dem Busdach hockte meist jemand und schrie: „Stok, Stook!“ Man hatte das Gefühl, auf die letzte Minute zu kommen. Saß man dann aber im Bus, dauerte es noch eine ganze Weile. Erst als genug Passagiere an Bord waren, ging es los. Über Choglamsar, einem Dorf mit einer großen tibetischen Flüchtlingssiedlung schaukelten wir hinunter zum Indus, um uns auf der anderen Seite nach Stok hinaufzuquälen.

Irgendwann drängelte sich ein Typ durch die Menge, um Geld zu kassieren. 10 Rupien (etwa 0,20 EUR) kostete die Fahrt. Wenn jemand aussteigen wollte, sagte er es dem Kassierer, der piff und der Fahrer hielt an. Kurz vor dem Ort war Endstation für unseren Bus. Auf der vereisten Straße stand schon ein Auto hinter dem anderen und versuchte vergebens vorwärts zu kommen. Wir schlidderten die letzten Kilometer bis zum Kloster zu Fuß. Helga hatte Probleme mit ihrer neuen Sonnenbrille, die Gläser standen in einem Winkel zu ihren Augen, so dass sie alles perspektivisch verzerrt wahrnahm. Hier konnte ich sie noch am Händchen führen, auf dem Zanskar würde es nicht mehr so leicht sein. Im Hof und auf den Dächern des heiligen Ortes drängelten sich bereits die Besucher. Es grämte mich ein wenig. Um einen guten Fotoplatz zu ergattern, hätten wir wohl eine Stunde früher aufbrechen sollen. Auf dem Süddach hockte, auf Campingstühlchen, die Gruppe des DAV. Den Ostteil hatte sich das Lokalfernsehen reserviert.

Überall drängten sich Menschen, es sah aus wie auf einem Rockkonzert. Nicht nur im und auf dem Kloster hockten Besucher, auch die umliegenden Hügel waren übersät mit Menschen. Denen schien es jedoch weniger um das religiöse Ereignis zu gehen. Besonders die Jugend machte sich einen Spaß daraus, andere Besucher, meist weiblich und jung, oder den Klosterhof mit Schneebällen zu bombardieren.

Mir blieb nur noch ein Platz zwischen anderen Touristen und kleinen Mönchen auf dem kalten Fußboden des Klosterinnenhofes. Das dumpfe Dröhnen der Ragdun (lange Kupferhörner) kündigte den Beginn der Veranstaltungen an. Ein Mönch auf dem Dach des Hauptgebäudes enthüllte den Thanka (ein Rollbild). Am Eingang zur Gompa, dem Gebäude wo die Mönche ihre Gebete halten, standen Typen herum, mit Stöcken bewaffnet. Sie hatten den Eingang frei zu halten, damit die Tänzer ungestört den Klosterhof betreten konnten und diese Pflicht nahmen sie sehr ernst, wenn nötig unter massivem Stockeinsatz. Die ersten Musikanten, Mönche mit großen gelben Mützen in der Form eines Halbmondes, betraten den Hof. Auf einer Art Trompete machten sie einen ohrenbetäubenden Lärm, bis die ersten Tänzer erschienen. Die Maske auf dem Kopf des Mannes hatte eine überdimensionale Größe. Der Tänzer schaute dabei durch den geöffneten Mund seiner Kopfmaske. Mönche in furchterregenden Masken mit Totenköpfen verziert symbolisieren in ihren Tänzen den Sieg der Wahrheit (des Buddhismus) über das Böse (den Bön Glauben). Wild mit ihren Schwertern, Peitschen und Äxten herumfuchtend, sprangen sie über den Klosterhof.

Das Schauspiel ging nun den ganzen Vormittag so weiter. Da wir nicht ewig auf dem kalten Boden hocken wollten und außerdem die Blase drückte, wühlten wir uns durch die Menschenmenge nach draußen. Ein Fehler, zumindest für mich. Immer noch strömten Besucherscharen durch den Eingang ins Kloster. An ein Durchkommen zu unserem Platz war nicht mehr zu denken. Helga drängelte sich durch die Leute auf

dem Süddach des Klosters und erwischte ein schönes Plätzchen. Ich gab es auf. Meine Kameratasche vorm Bauch machte ein Drängeln unmöglich und aus der Hand geben wollte ich sie nicht. Also ließ ich Klosterfest, Klosterfest sein und nahm den nächsten Bus zurück nach Leh, morgen war ja auch noch ein Tag.

„Hättest du noch ein Weilchen gewartet, hätte es genug Platz gegeben.“, sagte Helga als sie zurück in Leh war. Die Orakel hatten sich gezeigt und sind dann schwertfuchtelnd durch die Menge gelaufen. „So wie ein Windstoß Fliegen von einem Kuhfladen vertreibt, wichen die Leute vor den Orakeln.“, erzählte mir Helga. Ich hoffte, die Orakel würden sich auch morgen zeigen.

Beizeiten ging es am nächsten Tag in Richtung Stok. Wir waren zwar nicht die Ersten, aber auf den Dächern gab es noch Platz genug. Schnell sicherten wir uns ein Plätzchen, wo ich den Innenhof gut einsehen konnte. Ich baute mein Stativ auf, dann hieß es warten. Im Innenhof saßen kaum Menschen. Im Gegensatz zu gestern wirkte es heute fast wie ausgestorben. Dafür wurde das Gedrängel auf den Dächern immer mehr. Plötzlich ertönten unartikulierte Schreie vom Dach des Hauptgebäudes. Zwei Typen in bunten Kleidern mit Federn auf dem Kopf hüpfen barfußig auf dem Rand des Daches herum, schrieten und fuchtelten mit einem Schwert in der rechten Hand und einer Lanze in der linken Hand durch die Luft. Die Orakel, von den Ladakhis Lha genannt, steckten in ihrem Festgewand, heute war ihr Tag. Gestern, das schien nur eine Art Vorankündigung gewesen zu sein. Das eine Orakel, ein Mann etwa Mitte bis Ende 50, zog sich sein Schwert durch die Mundwinkel, als ob es ein Honiglöffel wäre. Ein Ladakhi begleitete die Beiden, vermutlich eine Art Vermittler, der die Fragen der Bittsteller den Orakeln übermitteln sollte und die Antworten des Orakels ebenfalls. Falls das Orakel gewillt war zu antworten. Wie vom Blitz getroffen rannten sie auf und ab, verschwanden plötzlich und tauchten kurze Zeit später am Ausgang des Hauptgebäudes auf. Die Menschenmenge drückte sich an den Rand des Daches zum Innenhof. Ich konnte nur hüpfende Federbüsche erkennen. Die Federbüsche bewegten sich über die Dächer in unsere Richtung, alles wich auseinander und warf sich demutsvoll in den Dreck. Wir taten es den anderen nach, mein Stativ samt Kamera ebenfalls. Vor meinen Augen sprangen zwei Paar nackte Füße auf dem Lehmsockel hin und her, klirrend schabten die Schwerter am Dachsimis entlang. Einer aus der Menge schien eine Frage stellen zu wollen, doch irgendetwas schien eines der Orakel gegen den Strich gegangen zu sein. Schreiend sprang es auf die Leute zu, die Blicke des Vermittlers wurden immer ängstlicher. Wütend sauste das Schwert auf die Köpfe der Menschen nieder. Jeder versuchte den Hieben zu entkommen. Zusammengekauert hockten wir im aufgeweichten Lehm des Klosterdaches und hofften inbrünstig, dass sich die Beiden so schnell wie möglich trollten. Aus den Augenwinkeln sah ich, wie etwas Dunkelrotes von der Mauer fiel. Der Mann fiel fast 3 Meter tief. Doch zum Glück verletzte er sich nicht wie es schien. Die Orakel sausten mittlerweile durch die Menge dem Klosterausgang entgegen, um „das Böse“ nun im Dorf zu suchen und einzusammeln. Mühsam rappelten wir uns auf. Irgendjemand musste auf mein Knie gelatscht sein, es schmerzte. Ehrfürchtig standen ein paar Ladakhis an der Stelle, wo der Typ die Mauer heruntergefallen war, und tuschelten. Der war wohl jetzt so was wie ein Nationalheld, dachte ich mir. Warum heute wohl keine DAV-Urlauber auf dem Dach waren? Die hatten echt was verpasst, sollte sich der Summit-Club mal überlegen, „Adventure-Kultur“ oder so. Mit den Orakeln hatten auch die Menschen das Kloster verlassen. Vor dem Kloster prügelten sich zwei Jugendliche. Das Böse einzusammeln schien auch buddhistischen Orakeln nicht ganz zu gelingen. Nach ein paar Stunden kamen die Orakel zurück zum Kloster, begleitet von Musikanten, Mönchen und ihren „Aufpassern“. Die beiden wirkten jetzt sichtlich erschöpft. Kein

Wunder, ihnen steckte mit Sicherheit mehr als ein Marathon in den Knochen, den sie barfuss über Geröll und Schneematsch auf fast 4000 Meter Höhe zurückgelegt hatten. Was machte man nun mit all dem Bösen, was die Beiden heute eingesammelt hatten? Auf einem Platz vor dem Kloster wurde ein Scheiterhaufen errichtet. Die Mönche und die Orakel, die mittlerweile jemand aus ihrer Trance erweckt haben musste und die wieder ganz normale Männer waren, zogen unter trötenden und scheppernden Klängen dorthin. Ein Mönch schoss mit einem Bogen einen Feuerpfeil auf den Holzhaufen, um somit dem Bösen für dieses Jahr den Garaus zu machen. Unser Orakel-Abenteuer hatte somit auch sein Ende gefunden, doch es wartete schon das Nächste – die Tour auf dem Chadar, dem gefrorenen Zanskar-Fluss stand bevor. Morgen sollte es losgehen.

Rutschpartie nach Chilling

Wenn Schneemassen die Himalaja-Pässe in Ladakh unpassierbar machen, bildet der gefrorene Zanskar-Fluss, Chadar (weißes Tuch) genannt, für die Bauern und Hirten aus den Dörfern des Zanskar-Gebietes die einzige Verbindung zur Außenwelt. Meist gehen sie in die Hauptstadt Leh, um Arbeit zu finden oder ihre Kinder zur Schule zu bringen. Es werden Freunde und Bekannte besucht und Dinge eingekauft, die im Dorf dringend gebraucht werden.

Wir wollten auf dem Zanskar bis Lingshed laufen, dort das Kloster besuchen und anschließend zurück laufen über das Bergdorf Gongma, wo Chambas Familie lebt.

Außer Chamba würden uns noch Chospel und Motup begleiten. Chospel, ein Yak-Nomade, ist der Mann von Chambas Schwester Shrintoma. Motup, ein Bauer, ist Chambas Freund aus dem Nachbardorf Lingshed. Chamba wird ab jetzt unser Chadar-Führer sein. Sein größter Wunsch ist es, Touristen professionell durch seine Heimat führen zu dürfen. Dazu will er eine Prüfung ablegen um die Genehmigung zu erhalten als Führer zu arbeiten. Chospel und Motup werden uns beim Tragen der Ausrüstung helfen.

Punkt sieben starten wir. Chamba hatte uns einen Geländewagen organisiert, der uns bis Chilling, einem Dorf im Zanskar-Tal, bringen sollte. Ab dort würde es dann zu Fuß weiter gehen.

Das Wetter schien auf unserer Seite zu sein. Die Temperaturen lagen an diesem Morgen deutlich unter dem Gefrierpunkt. Für die Ladakhis war es jedoch noch nicht kalt genug wie es schien. Unser Fahrer leierte sein Fenster bis zum Anschlag nach unten. Ein kühler Wind wehte Helga um die Nase, da sie genau hinter ihm saß.

In engen Serpentinien wanden wir uns hinunter zum Indus, der hier noch ein wenig unreif zwischen den Bergen dahinsprudelte. Erst der Zanskar machte aus ihm einen richtigen Gebirgsfluss. Der Zanskar brachte nicht nur mehr Wasser in den Indus, auch mächtige Eisschollen trieben auf dem Fluss in Richtung Mündung, umspült von den blaugrünen Wellen des Flusses. Es gab Stellen, an denen der Zanskar komplett zugefroren war. Wie ein eisiges Band zog er sich nach Süden hin zum Hauptmassiv der Himalaja-Kette. Diese Erscheinung brachte ihm auch bei den Ladakhis den Namen Chadar ein, es bedeutet so viel wie weißes Tuch oder Schal. Vereist war jedoch nicht nur der Fluss. Die Straße im Zanskartal bedeckte eine festgefahrene Schneedecke. Stellenweise rutschten die Räder des Jeeps über blankes Eis, zwischen Erdrutschen auf der rechten Straßenseite und der Zanskarschlucht auf der Linken. Wir kamen nur langsam voran. Etwa fünf Kilometer vor Chilling, unserem Ziel, war Endstation. Ein Erdrutsch versperrte die Straße über der gesamten Breite. Jetzt hieß es abladen, den Rest mussten wir zu Fuß gehen.

Chamba kramte in meinem Rucksack herum, Stativ und Schlafsack schnürte er an seinen Rucksack. Ersatzschuhe und Zelt landeten auf Chospels Schlitten. Mir blieb das Gefühl, eine Tagestour zu unternehmen, zumindest was das Gewicht meines Rucksacks betraf.

Nach etwa eineinhalb Stunden erreichten wir das Bergdorf Chilling. Hier hatten sich vor rund 600 Jahren Handwerker aus Nepal niedergelassen, die in der Schmiedekunst bewandert waren.

Sie errichteten die Statur des Shakyamuni Buddha von Shey, einem Ort im Industal. Wenn wir auf dem Rückweg noch ein wenig Zeit haben, würden wir die Kupferschmiede besuchen. Jetzt gab es erst einmal Mittagessen am Ufer des Flusses.

Chospel holte den Kerosinkocher von seinem Schlitten und bereitete den Buttermilchtee. Dazu bekam jeder eine Hand voll Tsampa geröstetes Gerstenmehl. Zusammen ergab das einen festen Brei. Getrocknete Krümel Yakkäse knirschten zwischen den Zähnen und schon nach ein paar Bissen hatte ich einen Sättigungsgrad erreicht, der vermutlich noch nächste Woche anhalten würde.

Als Kocher, Brennstoff, Geschirr und Verpflegung ihren Platz in den Rucksäcken und auf den Schlitten gefunden hatten, wurde es ernst.

Übers Eis

Gegen 12:00 Uhr mittags am 19. Februar setzte ich meinen Fuß auf das Eis des gefrorenen Flusses. Wir versuchten es am Anfang den Ladakhis nach zu machen und liefen die ersten Meter ohne unsere Steigeisen, die wir extra für den Chadar mitgenommen hatten. Da es sich jedoch abzeichnete, dass wir für die 90 km auf dem Fluss bei dem Tempo etwa doppelt so viel Zeit benötigen würden, kamen die Dinger alsbald an die Füße.

Chospel und Motup waren bald nur noch als dunkle Punkte zwischen den Eisschollen und Felshängen zu erkennen. Chamba blieb in unserer Nähe. Das Eis knirschte unter meinen Füßen. In der Flussmitte sprudelten die Wellen über Felsblöcke, um nach kurzer Zeit wieder unter dem Eis zu verschwinden. Drei Ladakhis und ein Westler, der ein Englisch mit starkem französischem Akzent sprach, waren die ersten Menschen auf dem Eis, denen wir nach etwa einer Stunde begegneten. Die Augen des Mannes sahen müde aus und sein weißer Vollbart passte zu der ihm umgebenden Landschaft. „Very dangerous, very dangerous“, waren seine ersten Worte. „Yesterday, the water was up to here“, er hielt seine rechte Hand in Höhe seines Bauchnabels. „The hole night I had to dry my clothing.“ Das machte mich nicht gerade optimistisch. Chamba und Motup diskutierten derweil weiter vorn mit ihren Landsleuten - und die zeigten mit ihren Händen gerade mal in Kniehöhe. Wollte uns der Westler nun verarschen? Ich wurde aus der ganzen Sache nicht schlau und setzte meinen Weg mit gemischten Gefühlen fort. Kurze Zeit später mussten wir den Fluss verlassen. Das Eis war nicht mehr tragfähig genug, ab jetzt würde es im Fels weitergehen. Chospel und Motup schnallten sich ihre Schlitten auf den Rücken und kraxelten schon nach oben. Chamba bedeutete uns, die Steigeisen abzuschnallen. Das war falsch. Über vereiste Felssimse balancierten wir Zentimeter um Zentimeter nach vorn, tief unter uns toste der Zanskar. Hier auszurutschen, hätte fatale Folgen. Chospel gab mir Hilfestellung, so dass ich die schwierigsten Passagen heil überstand. Helga hatte da sichtlich mehr Probleme. Chamba schob und zog an ihr herum, obwohl sie noch keinen festen Stand hatte, immer im guten Glauben, ihr somit helfen zu können. Endlich wieder auf dem Eis, schwor ich mir, die Steigeisen

ab jetzt nicht mehr von den Schuhen zu streifen, selbst wenn es senkrecht die Wände hochgehen würde. Wie die Ladakhis in ihren übergroßen Gummistiefeln und mit mehr als 30 Kilo auf dem Rücken ohne Probleme über Fels und Eis schlurften, würde mir wohl immer ein Rätsel bleiben. Nach insgesamt 4 ½ Stunden auf dem Fluss erreichten wir unser Tagesziel an einer Bachmündung. Den Ort nannten die Ladakhis Tilat Sumdo. Eine kleine Höhle über dem Ufer würde heute Chospel, Motup und Chamba als Schlafplatz dienen. Wir bauten unser Zelt etwas unterhalb der Höhle auf. Chospel verschwand, um Schwemmholz für das Lagerfeuer zu suchen. Chamba und Motup fingen an auf dem Kerosinkocher das Abendessen zu kochen. Es gab Chapatis (Fladenbrote, ladakhisch Tagi) und als Hauptgericht so was Ähnliches wie Momos, Chutakis genannt und selbstverständlich Buttertee, der nach verbranntem Holz schmeckte. Als es bereits stockdunkel war, krochen wir in unsere Schlafsäcke.

Den nächsten Tag ließen wir gemütlich angehen. Nach einem ausgiebigen Chapati-Frühstück setzten wir unseren Weg auf dem Fluss fort. Wir mussten öfters den Zanskar queren. An manchen Stellen war der Fluss auf der kompletten Breite gefroren, manchmal balancierten wir auf Eiskanten entlang, die gerade mal so breit wie ein Fuß waren. Die Hände fanden halt an überhängenden Felsblöcken. Bis zum Mittag begegneten uns immer wieder Gruppen, die von Padum oder den Bergdörfern in der Region den Fluss stromab liefen.

Wie wir von Chamba erfuhren, hatte eine Eisbarriere den Fluss zwischen den Bergdörfern Nieraq und Hanumil aufgestaut.

Wer gerade in diesem Teil unterwegs war, musste mehrere Tage warten. Ab heute konnte man den Abschnitt wieder passieren, und somit strömte jeder in Richtung Norden, der Hauptstadt Leh entgegen.

An einem Platz, den die Ladakhis Bi Storsa nennen, machten wir Mittagspause. Uns begegneten jede Menge Ladakhis, aber auch geführte Touristengruppen aus den USA und Neuseeland. Die Gruppe der Amerikaner war stark zersplittert. Selbst nach einer Stunde schleppten sich noch müde Wanderer an uns vorbei. Warum die Vordersten nicht auf ihre Kameraden warteten, war mir ein Rätsel. Schwappte nicht der Begriff Teamwork über den „Großen Teich“ zu uns herüber?

Etwa eine Stunde nach unserer Rast passierten wir die engste Stelle der Zanskarschlucht, etwa 4 m breit. Die Wellen des Zanskar waren zu Eis erstarrt und mit einer dicken Schneeschicht bedeckt. Es war ein seltsames Gefühl, wenn ich mir vorstellte, dass sich nun die gesamte Wasserwucht des Flusses 6 bis 7 m tief unter meinen Füßen hindurchzwängte. Acht Stunden steckten uns nun schon in den Beinen und noch immer war kein Ende in Sicht. Die Höhlen, die unsere ladakhischen Begleiter zum Übernachten vorgesehen hatten, waren komplett belegt.

Jeder, der bei Hanumil festgesessen hatte, schien die Gelegenheit beim Schopf gepackt zu haben und war heute Morgen aufgebrochen. Erst gegen 18:00 Uhr fanden wir endlich ein Loch im Fels, aus dem noch keine Rauchschwaden des Kochfeuers herauswaberten. Der Ort nannte sich Hodtong. Chospel wurde wieder zum Sammeln von Schwemmholz eingeteilt. Chamba und Motup bereiteten die Küche vor. Da wir heute keinen Platz für unser Zelt fanden und es nicht für besonders klug hielten, auf dem Fluss zu übernachten, schliefen wir zusammen mit Chamba, Chospel und Motup in der Höhle. Helga ging es nicht gut. Sie fror, hatte Halsschmerzen und Darmprobleme. Dass mein Magen noch nicht rebellierte, wunderte mich ein wenig, gab es doch auch heute wieder ladakhische Maultaschen mit Ziegenfleisch, zäh wie eine Schuhsohle.

Der nächste Morgen war saukalt. Minus 20 ° C zeigte Helgas Thermometer an. Dafür wurden wir mit einem strahlend blauen Himmel belohnt. Der Schnee glitzerte in der

Sonne, und über unseren Köpfen dröhnte die Luft. Ein Helikopter nach dem anderen flog in Richtung Hauptmassiv nach Süden. Wie ich später erfuhr, hatten sie die Aufgabe, die von den Schneemassen eingeschlossenen Dörfer in den Bergen zu versorgen. Lawinen hatten ganze Regionen von der Außenwelt abgeschnitten. Lawinenschutt zwang auch uns immer wieder, den Fluss zu verlassen und am Ufer oder zwischen den Felsen einen Weg zu suchen. Was Chospel und Motup nicht sonderlich begeisterte. Hieß es doch für sie jedes Mal, den 30 Kilo schweren Schlitten auf den Rücken zu wuchten. Wo es nur möglich war versuchten die beiden auf dem Fluss zu bleiben. Mit einem Stock klopfte Chospel auf dem Eis herum, um zu prüfen, ob es noch genügend Festigkeit besaß. Dann schob er seinen Schlitten über die heiklen Stellen und hüpfte hinterher. Nach etwa dreieinhalb Stunden hockten wir uns zum Mittagessen unter einen Felsüberhang am Ufer des Zanskar. Helga schickte sich an, ein paar Fotos von unserem Rastplatz zu machen. „Bleib besser unter dem Fels“, riet ihr Motup. Warum er ihr den Tipp gab, erfuhren wir wenig später. Wir hatten uns eben bereit zum Abmarsch gemacht, als es über uns dröhnte und rumpelte. Die Lawine ging genau neben der Stelle herunter, wo wir noch vor wenigen Minuten unseren Buttermilch getrunken und die Tsampa hinuntergewürgt hatten. Kaum hatte sich das Grollen gelegt, donnerte es schon wieder. Diesmal mussten wir unsere Beine in die Hand nehmen. Die zweite Lawine kam direkt auf uns zu. Es war nun gar nicht mehr wichtig, ob das Eis tragen würde. Besser nasse Füße holen, als unter dem Schnee begraben zu werden. Ein paar Meter hinter uns stoppten die Schneemassen auf dem Eis des Flusses. Unter höchster Anspannung setzte ich ab jetzt meinen Weg fort, jedes noch so kleine Geräusch ließ mich aufschrecken. Argwöhnisch beäugte ich die Landschaft um mich herum. Nach zweieinhalb Stunden weitete sich die Schlucht. Ein schräg am Boden liegender Wachholderbaum, an dem bunte Gebetsfähnchen flatterten, markierte den Sommerweg nach Yulchung, einem Dorf im Nordwesten. Motup kletterte auf den Baum und kam mit zwei Wachholderzweigen zurück, die er uns als Zeichen einer erfolgreichen Zanskardurchquerung an die Mütze steckte. Wir hatten es geschafft, nach 3 Tagen wieder in der „Zivilisation“. Bis zum Dorf Nieraq brauchten wir noch eine halbe Stunde. Vorbei an einem gefrorenen Wasserfall erreichten wir die Siedlung.

Die drei Ladakhis verschwanden in einer niedrigen Lehmhütte, die als Winterquartier der Yak-Hirten diente. Es dauerte eine Weile, bis sich meine Augen an das Dunkel im Innern gewöhnt hatten. Ein alter Yaknomade hockte vor einem Kochfeuer und spann einen Wollfaden. In der Mitte stand ein Bollerofen und aus einem winzigen Radio drangen knackende Geräusche an mein Ohr. Chamba, Chospel und Motup würden heute bei dem Hirten übernachten. Wir durften unser Zelt auf einem Platz aufbauen, auf dem im Sommer die Gerste wuchs. Im Winter, oder besser so lange der Zanskar begehbar war, ist in Nieraq Hochsaison, jeder kommt hier vorbei, und viele verbringen auch die Nacht in dem Dorf, bevor es am nächsten Tag weiter geht. Für die Hirten eine Möglichkeit etwas Geld zu verdienen. Für unseren Platz auf dem Gerstenacker zahlten wir 50 Rupien (0,90 EUR). Morgen würden wir das Zanskartal verlassen.

Nach Lingshed

Bei minus 16 ° C am nächsten Morgen aus dem Schlafsack zu kriechen war schon eine Herausforderung. Sich danach noch im Schnee die Hände waschen zu müssen war eine Zumutung jenseits von Gut und Böse. Mit schmerzenden Fingerspitzen

hüpfte ich von einem Bein aufs andere und versuchte mir wenigstens warme Gedanken zu machen.

Kurz hinter Nieraq versuchten ein paar Ladakhis, Holzstangen am Fels zu befestigen, damit die Stelle auch noch begehbar ist, wenn es die Eisverhältnisse auf dem Fluss nicht mehr zulassen sollten. Ihr Arbeitseifer war jedoch nur von kurzer Dauer. „To cold“, war die Begründung, als sie kurze Zeit später hinter uns auftauchten und ebenfalls in Richtung Lingshed liefen. Wir verließen das Zanskar Tal, um im Tiefschnee einen Steilhang empor zu kraxeln. Steil ging es auch wieder nach unten in das Seitental, welches nach Lingshed führt. Ein Felsen, etwa 3 m hoch, auf dem Weg nach unten, ließ die ganze Sache recht abenteuerlich erscheinen. Motup hatte bereits den Wandfuß erreicht. Chamba blieb oben, um uns zu helfen. Da ich noch mal aufs Klo musste, ließ ich Helga den Vortritt. Als sie wieder festen Boden unter den Füßen hatte, folgte ich. Chamba packte mich am Kragen, Motup zerrte von unten an meiner Hose. Ich kam mir vor wie ein Stück Frachtgut, das verladen werden musste. So rutschte ich dann auch bergab und landete glücklich auf beiden Füßen. Wir stolperten über Schneeberge, die aufgrund von Lawinen das Tal versperrten und das Laufen erschwerten. Wir kamen nur langsam voran. Zu allem Überfluss gab auch noch Helgas Steigeisen den Geist auf. Der Metallsteg in der Mitte war glatt durchgebrochen. Stetig ging es bergauf. An der engsten Stelle passte gerade mal eine Person durch. Ich staunte daher nicht schlecht, als Ladakhifrauen mit meterlangen Holzbalken auf den Schultern uns überholten. Das Baumaterial war für ein Nonnenkloster im Dorf bestimmt. Das Holz lag unten am Zanskar und jeder, der auf dem Weg nach Lingshed war und noch Platz hatte, schnappte sich so einen Balken, um ihn ins Dorf zu schleppen.

Die Sonne warf bereits lange Schatten, als wir das Dorf erreichten. Wir wurden in einem Haus unterhalb des Klosters untergebracht, bei einer Familie, die auch im Sommer Zimmer an Touristen vermietet.

Große Kinderaugen musterten uns Fremdlinge von Kopf bis Fuß. Erst als im Bollerofen das Feuer knisterte, waren wir nicht mehr so wichtig. Alle hockten im Halbkreis um den Ofen und streckten die Hände aus, um sich zu wärmen. Trotzdem wurde es nicht wirklich warm in unserem Gästezimmer. Der Schnee auf den Wandertiefeln klebte am nächsten Morgen noch genau an der Stelle, wie er es am Abend zuvor tat.

Im Kloster Lingshed

Das Wetter hatte sich für unseren bevorstehenden Klosterbesuch verschlechtert. Die Sonne versteckte sich hinter einem silbrigen Wolkenschleier, und Schneeflocken wirbelten durch die Luft. Im Kloster Lingshed, das zu den abgelegensten Klöstern im Himalaja zählt, fand heute eine Puja, eine buddhistische Zeremonie statt. Sie wurde zu Ehren des Rhinpoches abgehalten, der das Kloster gegründet hatte. Wir stiegen mit Chamba den Hügel zum Kloster hoch. Auf dem Weg befinden sich einige Stupas, die Chamba jedes Mal im Uhrzeigersinn umrundete, bevor er weiterlief.

Wir taten es ihm nach. Welche tiefere religiöse Bedeutung dahinter steckt, blieb mir vorerst verborgen. Helga klärte mich später auf: So bestimmt der Uhrzeigersinn den Lauf der Welt, und das ganze Universum dreht sich nach buddhistischer Ansicht wie die Uhr. Alle Buddhisten umkreisen ihre Stupas und Chörtens im Uhrzeigersinn. Das unterscheidet sie von den Anhängern der Bön-Kultur, einer alten Geister- und Dämonenreligion aus vorbuddhistischer Zeit. Diese umrunden ihre Heiligtümer entgegen dem Uhrzeigersinn. So gelangen wir nach streng buddhistischer Tradition

ins Kloster Lingshed. Im Innenhof haben sich schon viele Leute aus dem Dorf versammelt. Frauen mit Yak- oder Ziegenfellen auf dem Rücken hockten auf dem kalten Boden des Klosterhofes. Ihnen gegenüber saß die Fraktion der Männer. Ich erinnerte mich an meine Besuche in den Wehrkirchen von Siebenbürgen. Auch dort saßen während dem Gottesdienst Männlein und Weiblein getrennt. Die Mönche hockten noch in ihrem Gebetsraum und ein eigenartiger Singsang erfüllte den halbdunklen Raum. Ab und zu spritzte ein kleiner Novize mit einer Kanne Buttermilch herein und füllte die Teeschalen der Mönche. Bis zur öffentlichen Zeremonie auf dem Klosterhof war noch etwas Zeit. So lud uns Chamba auch auf eine Tasse Tee ein.

Zwei seiner Brüder, Lama Tsewang und Lama Tseppel, sind Mönche hier im Kloster. Beide waren zurzeit aber nicht in Lingshed. Lama Tsewang und Lama Tseppel weilten in Daramsala, dem Exilort des Dalai Lama. Chamba führte uns in die Zelle seines Bruders Lama Tseppel und fing an im Ofen ein Feuerchen zu machen. Als Brennmaterial dienten getrocknete Eselsbollen. Der Tee schmeckte trotzdem :-)

Mittlerweile hatten sich die Mönche ins Zentrum des Klosterhofs begeben, wo sie ihre Gebete fortsetzten. Mit eingeschlagenen Beinen saßen sie auf dem Klosterboden. Ihre nackten Arme schauten unter den roten Gewändern hervor – es schneite. Die Menschen aus dem Dorf nutzten die Puja als Ereignis, wo man Neuigkeiten austauschte, Freunde traf oder einfach nur herumblödelte, ständig die Gebetsmühlen kreisen lassend. Alles wirkte irgendwie lockerer und nicht so verbissen streng und langweilig wie in christlichen Kirchen.

Am Abend nach der Zeremonie war ein Besuch bei Motup angesagt. Er wohnt in einem kleinen Haus am Südrand des Dorfes. Wir bekamen Chapatis mit getrocknetem Gemüse, das man kochend quellen ließ, Buttermilch und einen Ehrenplatz auf der Dachterrasse bei -10°C . Was buddhistische Mönche können, können wir schon lange, dachte ich mir.

Horrortrip nach Gongma

Morgen sollte es nach Gongma gehen, dem Heimatdorf von Chamba und Chospel, dort wo Helgas „Familie“ lebt. Um in das Dorf zu kommen, gibt es zwei Möglichkeiten. Entweder zurück nach Nieraq, dort übernachten und am nächsten Tag einem Seitental folgend über das Bergdorf Skiumpata nach Gongma. Die kürzere Variante wäre, über den Murgum La – Pass direkt von Lingshed nach Gongma zu laufen. Eine dreistündige Tour, die Helga schon vom Sommer her kannte. Wie ich von Chamba erfuhr, sind Mönche vor ein paar Tagen den Weg über den Pass gegangen. Es schien also trotz Schnee machbar zu sein. Wir entschieden uns, in die Fußstapfen der Mönche zu treten und über den Murgum La nach Gongma zu laufen.

Der Tag begann mit leichtem Schneetreiben. Die Fußspuren der Mönche waren am Anfang noch auszumachen, verloren sich aber bald. Eine glatte weiße Fläche zog sich die Berge hinauf und verschmolz mit dem Grau des Himmels. Die Sicht war miserabel, Nebel zog auf.

Chospel, das Arbeitstier, wühlte sich als Erster durch den Schnee. Manchmal steckte er bis zum Hintern in der weißen Masse. Hinter ihm liefen Motup und Chamba, die Leichtgewichte, für die die obere gefrorene Schneeschicht meist Halt bot. Helga hatte es am schwersten. Mit jedem Schritt gab der Boden unter ihren Füßen nach, und sie verschwand bis über die Knie im Schnee und fiel mehr und mehr zurück. Damit sie sich nicht allein am Schluss abquälen musste, blieb ich hinter ihr. Das Laufen war unendlich kräftezehrend, hinzu kam die Höhe, mich plagten zwar nicht

die typischen Symptome wie Kopfschmerzen, Schlafstörungen oder so. Jedoch fühlte ich mich schon bei der geringsten Anstrengung ausgebrannt. Das Gefühl hatte ich auch noch am Ende der Tour. So gesehen, hatte ich mich überhaupt nicht angepasst. Ich setzte langsam einen Fuß vor den anderen – und der Weg zerrte zunehmend an meinen Nerven. Ich ging am Limit – vor allem mental aber auch körperlich. Auf die Frage von Helga, ob ich mal voran gehen und ihr Tritte stapfen könnte, konnte ich daher nur mit dem knappen Hinweis, jeder müsse seinen Tritt finden, reagieren. Ein Ende war nicht in Sicht. Ob sich die Ladakhis sicher waren, die Zeit für den Weg richtig eingeschätzt zu haben? Immerhin waren wir die rauen Verhältnisse hier auf 4000 m – Höhe nicht gewohnt und deshalb deutlich langsamer. Ich wurde ob der Situation zunehmend wütend, verzweifelt.

Nach mehr als 4 Stunden erreichten wir den Murgum La auf 4.300 m Höhe, mehr als die Hälfte des Weges lag also noch vor uns. Für mich war nun sonnenklar, wir würden Gongma heute nicht mehr erreichen. Die Ladakhis stapften nach einer kurzen Pause weiter durch den Tiefschnee. Nach einer Stunde Quälerei hatte ich die Schnauze gestrichen voll. Wir waren nun fast 6 Stunden unterwegs und hatten gerade Mal, so die Auskunft der anderen, etwas mehr als die Hälfte des Weges geschafft. Wie es weiter ging, blieb völlig im Dunkeln. Ich wollte zurück. Ich hatte eine Spur, die nach Lingshed führte, und eine Stirnlampe, wenn es zu dämmern anfing. Keinen Schritt wollte ich mehr weiter laufen, setzte mich in den Schnee und gab mein Vorhaben lautstark kund. Chamba schaute etwas irritiert, mit asiatischer Lächelmentalität hatten deutsche Flüche nichts mehr gemein. Erst Helgas Bitten und Motups Versprechen, heute nicht nach Gongma, sondern nach Skiumpata, einem Dorf unterhalb von Gongma, zu laufen änderte meine Meinung, wenn auch widerwillig. Wütend stapfte ich weiter. Ich war so fertig, dass ich glaubte über mir am Hang Risse im Schnee zu erkennen. Vor meinem inneren Auge sah ich schon, wie sich gewaltige Schneebretter lösten und mit uns ins Tal sausten. Doch die Risse waren nur Tierspuren. Um 16:15 Uhr erreichten wir einen Pass, den Chamba Nitsok La nannte. „Ab jetzt geht es nur noch runter“, sagte er freudestrahlend. Mir war's egal. Motup verabschiedete sich an dieser Stelle von uns. Er wollte zurück nach Lingshed zu seiner Familie und würde in 4 Tagen in Nieraq auf uns warten, um gemeinsam mit uns zurück nach Leh zu gehen. Ab jetzt ging es bergab, und es lief sich tatsächlich ein wenig besser. Bei Einbruch der Dämmerung kamen unter uns die ersten Häuser von Skiumpata in Sicht. Wir erreichten das Dorf nach fast 10 Stunden gegen 19:00 Uhr. Es war bereits stockdunkel. Im Schein unserer Lampen stapften wir zu einem Bauernhaus, wo wir als Gäste aufgenommen wurden und die Nacht verbringen durften. Morgen wollten wir dann das letzte Stück bis Gongma laufen.

Im Nachhinein betrachtet, hätte ich es eigentlich wissen müssen, dass bei den Schneeverhältnissen ein Tag nicht reichen würde für einen Weg, auf dem man im Sommer 3 Stunden lief. Brauchten wir doch Anfang Januar in der Hohen Tatra über das vierfache an Zeit für einen Weg, der mit 20 Minuten angegeben war, und das auf Höhen, wo einem noch nicht die Lunge aus dem Hals hing.

In einem leeren Raum rollten wir unsere Isomatten aus und legten die Schlafsäcke drauf, dann gab es Abendessen. Die Familie, ein Ehepaar mit Sohn, bewirtete uns mit Dalbat (Reis mit Linsen). Nach all dem Mehlkleister für mich eine willkommene Abwechslung. Die Herrin des Hauses bereitete für uns noch Buttertee in einem Gurgur aus Holz, nach dessen Genuss ich erschöpft in meinen Schlafsack krabbelte. Der nächste Morgen begann wieder mit Sonnenschein. Ich hockte auf dem Dach von unseren Gastgebern auf dem Klo und hatte den Panoramablick auf die Berge der Zanskar Range. Vor mir blinkte ein Hohlspiegel, in dessen Mitte ein Teekessel stand, in dem heißes Wasser brodelte. Viele Ladakhis nutzen in ihren Häusern die

Sonnenenergie. Sei es mit Hilfe von Photovoltaikanlagen, Spiegeln oder Solarlaternen. Der indische Staat unterstützt die Menschen beim Kauf von Solarprodukten, indem er Solarenergie-Projekte mitfinanziert.

Zu Besuch in Gongma

Gegen 10:00 Uhr verabschiedeten wir uns von unseren Gastgebern und liefen das letzte Stück bis zu unserem Ziel – Gongma. Der Weg war ausgetreten und im Vergleich zu gestern lief es sich sehr angenehm. Nach einer reichlichen Stunde erreichten wir das Dorf.

Dorf ist eigentlich übertrieben. Acht Häuser, zwei davon noch im Bau, mit etwas über 30 Einwohnern. So ist Gongma zwar recht klein, dafür aber schon sehr alt. Etwa 800 oder 900 n. Chr. gründete Lama Rotawa Rinchen Tsangpo die Siedlung. Der Rinpoche lebte in einer Höhle oberhalb des heutigen Gongmas und übersetzte buddhistische Texte vom Sanskrit ins Tibetische und Ladakhische.

Drei Kinder liefen uns durch den Schnee entgegen. Es waren die Kinder von Tsetan, Chambas älterem Bruder. Chambas Vater, Tundup Dorje, von den Kindern Memele (Opa) genannt, begrüßte uns am Eingang seines Hauses. Chambas Mutter, Scalsan Dolma, saß im Innenhof, ihr ging es nicht gut. Meistens sprechen sich die Ladakhis nicht mit ihrem Namen an, sondern mit dem Verwandtschaftsgrad. So ist die Oma Abile, und für Chamba waren Helga Ache (ältere Schwester) und ich Acho (älterer Bruder). Wir bekamen zur Begrüßung einen Katak, einen weißen Seidenschal der Glück bringen sollte um die Schultern gelegt.

Um ins Innere zu gelangen, mussten wir uns bücken und über eine übergroße Stufe klettern. Alle Eingänge in den Häusern schienen für Zwerge mit langen Beinen gemacht worden zu sein. Das hatte religiöse Gründe, glaubte man auf diese Weise böse Geister vom Haus fernhalten zu können. Wir wurden ins Gästezimmer über dem Yak-Stall einquartiert, einem Raum mit Fensterfront nach Südosten. Trotzdem war es empfindlich frisch in den Gemäuern. „No problem“, sagte Chamba, „We make you a heater“. In Leh hätte ich jetzt damit gerechnet, jemand würde einen Gasofen anschleppen und uns damit die Bude aufheizen. Hier ging das etwas anders vor sich. Chospel kletterte aufs Dach des Hauses und begann ein Loch in die Decke zu bohren. Chamba machte das Gleiche von innen heraus. Es dauerte nicht lang und wir konnten vor lauter Staub und Dreck kaum noch die Hand vor Augen sehen. Als das erledigt war, holten der Opa, Chospel und Chamba ein paar Rohrstücke, leere Konservendosen und einen Bollerofen und versuchten, die Teile zusammenzusetzen. Das Rohr kam durchs Loch im Dach. Die Konservendosen dienten als Rohrmuffen, und der Bollerofen kam mit dem Schornstein in die Mitte unseres Zimmers zum Stehen. Zum Schluss wurde das Loch im Dach wieder ordentlich mit Lehm zugeschmiert. Als nach einer reichlichen Stunde alles zu passen schien, brachte Chamba einen Eimer voll Yakfladen und ein wenig Brennholz und im Nu flackerte ein Feuerchen im Ofen. Wir hatten unsere Heizung.

Die meiste Zeit verbrachte die Familie in der Winterküche, bei uns würde man den Teil des Hauses als Keller bezeichnen. Dort saß auch Sonam, Tsetans Frau und bereitete Chapatis.

Hier war es auch am wärmsten, wenn auch der Raum mit der schlechtesten Luft. Alles roch nach Rauch. Vor dem Ofen lag ein Häufchen heißer Asche mit Glut, um zusätzlich Wärme zu spenden. Nachdem Sonam die Kinder schlafen gelegt hatte, aßen wir zu Abend.

Am nächsten Tag war laut Chamba, eine Tee-Party angesagt zu der sich das ganze Dorf auf der Terrasse vom Nachbarhaus versammeln sollte. Das Haus gehörte Chospels älterem Bruder. Die Bekanntgabe der Party war kinderleicht. Einer der Familie kletterte auf das Dach und schrie irgendwas in der Gegend herum. Kurz darauf bekam er Antwort von den Dächern der Nachbarhäuser. Nach dem Ausrufen der Party kehrte wieder Ruhe ein. Gemeinsam mit Chambas Familie traten auch wir dann am Nachmittag den Weg zur Teeparty an. Teeparty war streng genommen nicht ganz korrekt. Zwar flitzten die Kinder der Nachbarfamilie ständig mit einer Kanne Buttertee durch die Reihen der Gäste, doch das Hauptgetränk hieß Chang.

Dieses Ladakh-Bier sah zwar aus wie Spülwasser schmeckte aber fast wie Federweißer. Yakbutterflocken, die in der Schüssel herumschwammen sollten auf den Wohlstand des Gastgebers hinweisen. Auch auf der Dachterrassenparty wurde streng nach Männlein und Weiblein getrennt. Nur Helga und ich bekamen als besondere Gäste einen Platz in der Männerabteilung neben dem Gastgeber. Tiefe Furchen durchzogen die wettergebräunten Gesichter der Ladakhis. Chospels Vater erinnerte mich mit seinem Ohrring und der Wollmütze auf dem Kopf an einen Piratenkapitän. Sein Nachbar, ein Yaknomade wie Chospel, hatte dagegen das Aussehen eines Räuberhauptmanns. Doch das waren nur Äußerlichkeiten. Beide gingen im Moment einer sehr friedvollen Beschäftigung nach, sie spannen einen Wollfaden. Chambas Vater widmete sich seiner Gebetsmühle, ruhelos ließ er sie in der Hand kreisen. Nur ab und zu hielt er inne, um sich einen Schluck aus der Chang-Schale zu genehmigen. Kaum hatte ich einen Schluck aus der Chang-Schale zu mir genommen, schwupp war schon wieder einer mit der Kelle da, um nachzuschicken. Das Gesöff hatte zwar nicht viel Alkohol in sich, doch bei dieser Vorgehensweise fing es gegen Ende des Umtrunks im Kopf doch etwas zu leiern an.

Als die Sonne lange Schatten auf die Dächer warf, löste sich die Party langsam auf. Es wurde auch gleich empfindlich kalt. Zeit fürs Abendessen. In der Winterküche stand schon der Topf für die Momos bereit. Der Opa fing an, die Formen aus dem Teig zu stechen und kleine mit Ziegenfleisch gefüllte Bällchen zu formen. Sonam bereitete dagegen unentwegt Chapatis zu. Es schien als wollte sie das ganze Dorf versorgen, was auch gar nicht so falsch war. Morgen sollte Chambas Familie die „Tee-Party“ ausrichten.

Helga ging es am nächsten Tag nicht besonders gut, sie wurde in der Nacht von heftigen Durchfällen geplagt. Schuld daran seien die Momos gewesen, wie sie sagte. Mein Magen hielt dagegen immer noch still. Doch das sollte nur die Ruhe vor dem Sturm sein. Im Moment war es aber kalt. Ich wühlte mich also aus dem Schlafsack, um nach dem Feuer zu schauen. Etwas Holz in den Ofen gelegt, einen Schluck Kerosin drüber, das Feuerzeug dranhalten und schon knisterte es im Ofen. Schwierig wurde es erst, als es ans Nachlegen ging. Holz war keins mehr da und im Brennstoffeimer lagen nur noch Yakfladen. Ich hatte die Dinger gestern an einer Hauswand kleben sehen, wo sie die Sonne trocknen sollte. Sollte ich wirklich in die Scheiße greifen? Das musste doch anders gehen?! Mein Blick fiel auf Helgas Oimel. Mit seinen großen Händen wäre er das ideale Helferlein für mich gewesen. Wenn nicht... Ja wenn nicht Helgas Augen genau so groß wie des Oimels Hände wurden. Wenn Blicke töten könnten, wäre ich auf der Stelle umgefallen. Schade, ich suchte also überall herum, bis ich über einen alten Lappen stolperte, der mir für die Aufgabe geeignet schien. Draußen wollte die Sonne nicht so recht durch die Wolken brechen. Die Yaks zogen zur Tränke und in der Küche rumorte es schon wieder. Zum Frühstück gab es heute für jeden einen Schluck Yakmilch. „Normalerweise geben die Tiere im Winter keine Milch“, erklärte uns der Opa. Doch da eine Kuh ein Junges hatte, fiel jeden Tag eine Tasse Yakmilch für die Familie ab. Heute durfte ich mal den

Versuch unternehmen, einer Yak-Kuh die Milch zu entlocken. Das Vieh dachte jedoch nicht im Geringsten daran, mir auch nur einen Tropfen zu überlassen. Falls ich wieder mal nach Ladakh kommen würde, sollte ich mit Chospel ins Nomadencamp gehen. Dort würde ich es dann lernen, meinte Chamba - ein schwacher Trost. Leider wollte auch zum Nachmittag kein richtiges Partywetter aufkommen. Der Himmel war grau und es schneite leicht. Das hielt die Ladakhis jedoch nicht ab auf ein paar Tassen Buttermilch und einige Schalen Chang vorbeizukommen. Und als es draußen doch zu ungemütlich wurde, setzte man sich am Ende noch zu uns ins Gästezimmer.

Am Abend waren wir bei Chospel zum Abendessen eingeladen. Er lebte mit seiner Frau Shrintoma, seiner Tochter Stanzin Yangdon und seinem Baby im Nachbarhaus ein Stück weiter oben am Hang. Sein Haus befand sich noch im Rohbau. Die Küche funktionierte aber schon. Helgas größte Sorge galt dem Abendessen. Was galt in Ladakh als Spezialität? Richtig – Momos mit Ziegenfleischfüllung. Als wir uns in der Küchenmitte vor dem Ofen niederließen, bestätigten sich Helgas Sorgen. Im Topf stapelte sich der Momo-Rest von gestern. Da es mir ja noch gut ging, nahm ich mir vor, unsere beiden Gesichter zu wahren. Doch nach 14 Maultaschen war endgültig Schluss. Da half auch nicht Chambas „Don, don, donle“ mehr. Bis zum Platzen abgefüllt, torkelte ich zurück in unser Quartier.

Ich hatte das Gefühl, die Nacht mehr auf dem Klo als im Schlafsack zu verbringen. Die Ladakhis erwarten zwar von ihren Gästen, dass diese etwas zurücklassen, doch übertreiben musste man es ja auch nicht gerade. Mein Pech war, dass wir am Morgen Gongma verließen und zurück zum Zanskar nach Nieraq laufen wollten. In meinem Tagebuch stand an diesem Tag nur ein Satz: „Mir ging's beschissen!“ Wir verabschiedeten uns von Chambas Familie.

Alle waren gekommen, um Lebewohl zu sagen. Helga überreichte Chamba 140 EUR. Das Geld war von uns und Helgas Freundin aus Österreich, mit der sie schon einmal in Gongma war. Chambas und Chospels Familie sollten sich dafür zwei Solarspiegel kaufen. Eine Kanne mit Chang wurde noch mal herumgereicht. Ich machte derweil ein Abschiedsfoto und konnte mich so um meine Schale herummogeln. Schlapp und ausgezehrt trat ich in dichtem Schneetreiben den Rückweg an.

Auf dem Rückweg

Was mich am meisten nervte, war die Tatsache, dass ich kaum Luft bekam. Ich lief ein paar Schritte, dann musste ich ein wenig pausieren. Mein Atem raste. Meistens nutzte ich die Zeit, um etwas Tee zu trinken, den mir Helga anbot. Helga sagte, dass ich durch den Durchfall meine ganze Höhenanpassung verloren hatte. Wir liefen durch ein enges Tal nach Südosten. An manchen Stellen rückten die Felsen wieder so dicht zusammen, dass ich sie auf beiden Seiten berühren konnte, wenn ich die Arme ausstreckte. Doch ich hatte nicht mal Lust, meine Kamera rauszuholen und ein paar Bilder zu machen. Kurz vor dem Zanskartal hielten wir noch einmal für eine größere Pause. Chospel, der vorneweg gelaufen war, hatte schon Feuer gemacht.

Auf meine Bitte hin gab mir Chospel ungesüßten puren Tee. Chamba verteilte Tsampa-Klöße. Ich verzichtete drauf, wollte nur noch ankommen und mich in meinem Schlafsack verkriechen. Nach 6 ½ Stunden erreichten wir Nieraq.

Am nächsten Morgen ging es mir schon etwas besser, essen wollte ich jedoch noch nichts. Es ekelte mich förmlich vor dem Mehlkleister. Wir brauchten auf unserem Rückweg weniger im Fels herumkraxeln als auf dem Hinweg, obwohl das Eis auf

dem Zanskar deutlich abgeschmolzen war. Lange würde es nicht mehr dauern, bis der Zanskar nicht mehr begehbar war. „Noch 2 bis 3 Tage“, sagte Chamba. Das war den Ladakhis nur allzu klar. Gruppenweise kamen sie uns entgegen, Schlitten voll beladen hinter sich her ziehend. Männer, die in der Hauptstadt Leh gearbeitet hatten und nun zurück in ihre Dörfer wollten. Auf den Schlitten stapelten sich Kisten und Säcke. Einer hatte sogar eine halbe Ibex-Antilope oben drauf gepackt. Ein Schneeleopard hatte das Tier ein Stück flussab gerissen. Nach einer halben Stunde erreichten wir die Stelle. Rote Flecken auf dem Eis und eine Schleifspur im Schnee zeugten auf das Mahl, welches der Leopard vermutlich vorzeitig beenden musste. Innereien und die Füße der Antilope lagen noch verstreut in der Gegend herum. Für Chospel schien das eine pure Verschwendung zu sein. Kurz entschlossen packte er alles auf seinen Schlitten.

Helga schwante schon etwas. Da ich noch nicht wieder 100%ig fit war, riet sie mir, doch abends einen Essenswunsch zu äußern. Die Idee fand ich gut. Ich entschied mich wieder für Reis mit Linsen, was mir auch prompt gewährt wurde.

Für Chamba, Chospel und Motup gab es heute noch ein Festessen, zu dem Helga aufs herzlichste eingeladen wurde, das sie jedoch dankend ablehnte. Mit der Begründung, dass es für vier Personen viel zu wenig wäre. „Im Kochtopf dampften und blubberten die Innereien der Ibex-Antilope“, erzählte sie mir am nächsten Morgen.

Dass der Zanskar nicht mehr lang begehbar war, merkten wir an diesem Tag mehr als deutlich. Da das Eis in Ufernähe häufig abgetaut war, mussten wir oft von einer Seite des Flusses auf die andere wechseln. Stellenweise war das Eis schon so dünn, dass es unter meinen Schuhen verdächtig zu knacken begann. Helga hatte noch größeres Pech. Zweimal brach sie ein und ihre Füße machten Bekanntschaft mit dem Wasser des Zanskar. Chambas Kommentar dazu war jedes Mal lustig: „Slowly, slowly“, sagte er. Wir hatten den Eindruck, als ob sie sich Zeit lassen sollte, die Füße aus dem Wasser zu ziehen. An manchen Stellen bekamen wir nasse Füße ohne einzubrechen. Dort stand das Schmelzwasser mehr als Knöcheltief über dem Eis.

Wir übernachteten wie auf dem Hinweg in Tilat Sumdo. Hier entdeckte ich zwischen verrosteten Dosen, Plastikabfällen und Scheißhaufen meine Erste Spur eines Schneeleoparden.

Am letzten Tag auf dem Zanskar mussten wir aufgrund von Eismangel zwar wieder ab und zu Umwege in Kauf nehmen, doch das der Schnee verschwunden war, hatte auch etwas Gutes. Ließen sich die Abschnitte im Fels doch viel leichter laufen als auf dem Hinweg. Von hoch oben sahen wir die Eisschollen in dem türkisfarbenen Wasser treiben. Trafen sie auf ihresgleichen, stellten sie sich senkrecht auf, um anschließend mit schmatzenden Geräuschen unter dem Eis zu verschwinden – ein imposantes Schauspiel. Motup und Chamba warfen von oben Steine auf den Fluss. „We don't like the Chadar“, sagte Chamba. Ich glaube, sie freuten sich einfach auf ihre Art, dass die Tour nun hinter ihnen lag. Wir erreichten Chilling um 13:00 Uhr. Unser Fahrer wartete bereits am anderen Ufer. Wir hatten es geschafft.

Bis zur Abfahrt hatten wir noch Zeit. Eine gute Gelegenheit, um einen Kupferschmied zu besuchen. Kurz nach drei Uhr nachmittags ging es zurück nach Leh, wo wir noch 4 Tage blieben.

Abschied

Wir fuhren zum Kloster Thikse, schauten uns gründlich in Leh um und machten Abschiedsbesuche bei Helgas Freunden. Als letzte Trekkingtouristen flogen wir am 7. März zurück nach Delhi. Von wo am nächsten Morgen unser Flug nach Deutschland ging.

Noch etwas schlafrunken stolperte ich durch das Flughafengebäude von einer Warteschlange zur nächsten. Wir hatten gerade unser Gepäck eingecheckt, als uns eine junge Frau ansprach, die ziemlich verzweifelt aussah. Sie war Deutsche, wohnte in Köln und wollte nach Hause, hatte aber kein gültiges Rückflugticket. Bei der Ankunft hatte man ihr das Ticket ihres Platznachbarn gegeben. Sie hatte es nicht bemerkt und hatte jetzt ein Problem. Air India weigerte sich nun sie mitzunehmen. Die Fluggesellschaft bot ihr an ein neues Ticket zu kaufen. Das kostete 750 EUR. Da sie im Moment so viel Geld nicht besaß, blieb ihr nur auf die Gutherzigkeit von Mitreisenden zu hoffen. Da wir halt gute Menschen sind, halfen wir ihr nach kurzem Überlegen aus der Klemme. Was mich doch sehr verwunderte, war das Verhalten der Angestellten von Air India. Bei solchen Problemen hätte ich viel mehr Kulanz erwartet. Aber so ist das halt. Hast du kein Geld in der Tasche, wirst du rücksichtslos fallen gelassen. All das devote „Sir“- und „Mam“-Gefasel ist nur Show.

Unser Flug wurde aufgerufen, wir gingen an Bord, es gab wieder kein Startbonbon und das Essen war schlicht und ergreifend nur scharf. Mit typisch indisch hatte das nichts mehr zu tun. Der Peperoni-Reis brannte nicht nur im Mund, sondern später in jeder einzelnen Darmwindung.

Vor Schmerzen gekrümmt stieg ich in Frankfurt aus der Maschine. So schnell werde ich Indien nicht vergessen, das war sicher.